

# Vorhang runter! [Fortsetzung]

Autor(en): **Stefani, Ole**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 41

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647799>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Als sie rasch auffah, gewahrte sie das Schmunzeln in seinen Augen.

„Ja mei —“, sagte sie und mußte lachen, „das nächste Mal müssen S' halt zu einer gelegeneren Zeit kommen und net über die Feuerleiter, Herr Nachbar!“

Und damit fuhr sie nach Hause.

„Was sagen Sie dazu — Peter? — Hat das nun einen Sinn gehabt?“

„Sozusagen doch!“ sagte Peter, den Finger an der Nase. „Natürlich. Wer wußte denn von seinem Attentat auf den eisernen Vorhang vor acht Tagen — außer den Ringbrüdern? — Sie selbst, Fräulein Loni, der es der Bayer erzählt hatte — und Daisy Toice, die gelauscht hatte. — Als Lorenz hier im Zimmer vor Rudolfs Bild als Michael Koroffski stand, ging ihm — leider eher als mir — der Zusammenhang auf. Der Ring hatte den Auftrag, euch beide im Auge zu behalten. Und das haben die verrückten Kerle auf ihre Art promptest besorgt. Rudolf hat sich sicher nicht darum gekümmert. Er stand mehr denn je unter dem Bann seiner fixen Idee — so dicht vor der Krise.“

„Und Lorenz hat ihn verraten — trotz unseres Abkommens!“

„Eben!“ — Peter lief wieder nervös zu den Pflanzen ans Fenster. „Was sagen Sie? — Er konnte es sich nicht gefallen lassen, daß die Ringbrüder Daisy diesen Streich gespielt haben. Er hat das sehr übelgenommen. Wie er überhaupt in allem sehr empfindlich ist, was seine Tochter betrifft!“

„Ja —“ sagte Loni. „Er scheint sie sehr zu lieben, nicht?“

„Sicher. Und er ist sehr rachsüchtig, das haben wir nun schon ein paarmal erfahren. Wenn er nur jetzt nicht wieder —“

„Was?“

„Nichts!“ sagte Peter nachdenklich.

Sie schwiegen wieder. Dann fing Peter behutsam an: „Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie glücklich Ihr Bruder aussah, als er seine Arie wieder hatte. Und wie ruhig er war, als sie ihn — als er sich in das Polizeiauto setzte.“

„Und was geschieht jetzt mit ihm?“

„Er ist in Untersuchungshaft.“

„Ja —“ sagte Loni langsam. „Und sie werden ihn immer wieder verhören! — Bitte, entschuldigen Sie mich einen Augenblick.“

Sie verließ das Zimmer und er hörte, wie sie jenseits des Korridors telephonierte. Er ging unruhig auf und ab.

Er hörte, wie sie einhängte. Und dann sah er erstaunt auf die veränderte Miene, mit der sie eintrat. Sie lächelte ihn verlegen an.

„Loni!“ sagte er etwas ängstlich. „Mit wem haben Sie eben gesprochen?“

Sie wurde rot. „Mit Dr. Schmitters natürlich!“

„Ach!“ Er blieb auf dem Absatz stehen. „Schmitters — der netteste Mensch der Welt!“

„Das ist er auch!“ sagte sie eifrig. „Seien Sie nicht so ironisch ... Er ist so klug — und er hat mir tatsächlich eine kleine Hoffnung gegeben!“

„Hoffnung? Wieso?“

„Ja ... Er wird morgen früh Ihren Vetter aufsuchen. Es ist da eine Sache, die ihm aufgefallen ist — in der Aussage, die Rudolf vor Ihrem Vetter machte. Schmitters glaubt, er müsse sich danach erkundigen. Ich soll noch nichts sagen, aber wenn es wahr ist — ach, Peter!“ Sie fiel in einen Stuhl und schlug glücklich die Hände zusammen.

„Sol!“ sagte er und sah verlezt und betrübt auf sie nieder. „Ihm haben Sie alles erzählt, was ich Ihnen gesagt habe — aber das, was er sagte, wollen Sie mir nicht anvertrauen!“

„Sie werden es ja morgen hören!“ sagte sie kleinlaut. „Aber ich habe ihm versprochen —“

„Schon gut!“ sagte Peter kurz. Er stiefelte weiter durch das Zimmer. Wieder blieb er vor dem Kaffeentisch stehen und sah mürrisch darauf nieder. „Das ist hin!“ sagte er kurz und streckte den Finger aus.

Sie mußte lachen. „Was ist los?“

„Da — das Mesembryanthemum!“ sagte er bödig. „Ich merk's schon seit ein paar Tagen! Wohl von der Stelle gerückt, was? Oder zuviel Wasser?“

„Ach — keine Idee!“

„Doch!“ beharrte er. Er nahm den Topf in die Hand und hielt ihn dicht vor seine Brille. „Eine Schande ist das, hören Sie! Ganz gelb — und ganz loder!“ Er schüttelte den Kopf. „Wenn man nichts von Kakteen versteht, dann soll man doch gefälligst —“

„Hallo —“ rief Loni. Es shepperte etwas im Topf.

„Natürlich —“ sagte Peter und steckte seinen Finger in das Erdreich. „Das ist alles hin — Sie können es gleich in den Müllkasten werfen. Da —“ er grappte auf dem Boden des Topfes herum — „... Ein dider Stein — das nennen Sie Kakteenerde!“

Er zog mit zwei Fingern den Stein heraus.

„Oh —!“ sagten sie, denn es war kein Stein, sondern Rudolf Erlachers Smaragdring.

Erlachers Ring lag auf dem Tisch. Etwas bleich und außer Atem standen Peter und Loni davor. Die beiden großen, rechteckigen Steine schimmerten grün durch die kleinen Erdbroden, die noch an der Fassung hafteten.

„Reizend!“ flüsterte Loni. „Was soll man dazu sagen?“ —

„Ja — wer hat denn —“ sagte Peter.

Mehr brachten sie vorderhand nicht heraus. Das mißhandelte Mesembryanthemum lag auf dem Fensterbrett.

Die Eingangstür klappete. Sie horchten auf, sahen sich erstaunt an, es klopfte und sie riefen: „Herein!“ — und: „Froggy!“

Er stand im Zimmer. Seine Blicke waren gesenkt und seine ganze Haltung schwer und bedrückt.

„Hat man Sie wieder freigelassen?“ fragte Peter.

„Ja!“ sagte der Neger, ohne den Blick vom Boden zu erheben. „Der Polizist sagt, ich werde ein Strafmandat bekommen!“

„Wenn der Herr Assessor Sie noch gesehen hätte —“ sagte Peter langsam, „dann hätte er Sie wahrscheinlich gleich mitgenommen. Ich glaube, Froggy, es wird Sie nicht überraschen zu hören, daß die Polizei heute morgen hier war und nach Ihnen gefragt hat!“

Der Neger zuckte gleichmütig die Achseln. Er blieb gedrückt und stumm.

Und Loni und Peter wußten nicht recht mit ihm zu reden. Jeder blickte in einen anderen Winkel.

Schließlich fragte Peter: „Wo waren Sie die ganze Zeit?“

Froggy antwortete wie einer, der erwacht. „Ich habe Herrn Kammerfänger gesucht.“

„Haben Sie ihn gesprochen?“

„Nein — ich kam zu spät.“

Draußen hatte ein lauer Sommerregen eingesetzt. Während sie schwiegen, hörten sie das Rieseln und Blätschern vor den Fenstern. Einmal war es, als tappten Schritte durch den Garten. Aber als Loni ans Fenster ging, war niemand zu sehen in der triefenden Dunkelheit.

Froggy hatte ihr nachgeblickt und dabei sah er die welke Kaffee auf dem Fensterbrett und den leeren Topf.

Auf einmal hörte Loni so etwas wie ein Stöhnen hinter sich. Sie wandte sich rasch dem Neger zu. Der stand mit entsetztem Gesichtsausdruck da.

„Was haben Sie?“ rief sie erschreckt.

Froggy antwortete nicht, aber schon hatte Peter kapiert. „Da —!“ sagte er und zeigte auf den Ring, der auf dem Tisch lag.

Froggy faßte sich. Er versuchte zu lächeln.

„Warum haben Sie das getan?“ fragte Peter scharf. „Sie waren es doch?“

„Ja —“, sagte Froggy langsam.

„Warum?“ drängte Loni.

Froggy zuckte die Achseln. „Ich dachte, es sei sicherer so!“ murmelte er. „Erst ich hatte ihn in meinem Wäscheschrank. Dann — ich dachte, vielleicht das Mädchen könnte finden ihn. Besser ihn wo anders aufheben. Ich wollte ihn nur Herrn Kammerfänger selbst geben.“

Peter sperrte die Augen auf. „Ja — aber um Herrgotts willen, warum in aller Welt versteckten Sie den Ring?“ Keine Antwort.

„Vor wem versteckten Sie ihn?“

Froggys Miene war ganz verschlossen. Er sagte mürrisch: „Ich weiß nicht. Bitte — Sie heben ihn gut auf, nicht wahr?“ Er warf einen scheuen Blick auf den Ring. Und ohne Uebergang: „Ich bin sehr müde. Ich darf gehen auf mein Zimmer?“

„Hören Sie —“, sagte Loni — aber er war schon hinaus.

Sie sahen ihm nach, bis sie seine Zimmertür klappen hörten, und dann starrten sie ratlos den Smaragdring an.

„Ich möchte wissen, was der mit der ganzen Geschichte zu tun hat!“ seufzte Peter nach einer Weile. „Und wie Froggy zu ihm gekommen ist!“

„Sehr freundlich war Froggy eben nicht — wie?“ Sie schüttelte den Kopf. „— So was!“

Draußen fuhr ein Wagen vor. Er hielt an der Gartentür. Es klingelte.

„Wer ist das — mitten in der Nacht?“ fragte Loni erstaunt und lief ans Fenster. Auf der nassen Straße erkannte sie den Assessor.

„Er will sich erkundigen, ob ich da bin!“ Sie ging in den Korridor und drückte auf einen Knopf. Unten an der Gartentür schnurrte der elektrische Riegel. „Nett von Ihrem Better, nicht?“

„Ich weiß nicht —!“ sagte Peter vom Fenster her. „Er ist nicht allein!“

Sie verstand ihn nicht. „Froggy!“ rief sie in den Gang. Keine Antwort.

Kopfschüttelnd öffnete sie selbst die Tür zur Treppe. „Guten Abend, Herr Assessor!“ rief sie und sah erstaunt auf den riesigen Mann im Regenmantel, der hinter dem Assessor stand.

„Ich bin sehr froh, daß Sie wieder da sind, gnädiges Fräulein!“ Seine Stimme war wie eingeklemmt. „Dies ist Herr Kriminalassistent Herbert.“

Der Mann verbeugte sich knapp.

„Leider ist mein Besuch bei Ihnen heute nicht privat. Ist Ihr Diener zu Hause?“ fragte der Assessor.

Eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht. „Froggy —? Ja! — Warum?“

„Es tut mir sehr leid, gnädiges Fräulein — aber meine Vorgesetzten sind sich darüber schlüssig geworden, ihn verhaften zu lassen!“

Sie lehnte sich an die Wand. Peter stand in der Tür des Wohnzimmers.

„Ja —“, sagte er. „Dann mußt du wohl deine Pflicht tun. Da — die vierte Tür im Gang ... die kleine.“

Man sah dem Assessor an, wie peinlich ihm die Amtshandlung in Lonis Gegenwart war.

„Vielleicht gehen Sie solange hinein!“ sagte er leise und wies auf das Wohnzimmer. Sie gehorchte mechanisch. Sie hörte, wie die Schritte den Gang hinunterliefen und hörte das Klopfen an der Tür. Wieder und wieder.

Es kam keine Antwort. „Machen Sie auf!“ rief der Assessor. Er drückte auf die Klinke. Sie gab nach, die Tür von Froggys Zimmer war unverschlossen.

Erschrocken blieb er einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Ein merkwürdiger Geruch erfüllte die Luft. Aber er wurde sich nicht klar darüber — vor Schrecken, daß er das Zimmer leer fand. Mit drei Schritten war er am offenen Fenster und sah mit langem Hals die feucht glänzende Feuerleiter hinab.

Er stampfte wütend auf. „Ausgeflogen!“ rief er und wandte sich ins Zimmer zurück.

Und sah mit großen Augen, wie sich Peter und der Kriminalbeamte über den Mann auf dem Bett beugten und ihm das chloroformgetränkte Tuch vom Gesicht rissen.

36.

„Hallo — Froggy!“ sagte Peter nach fünf Minuten. „Können Sie mich verstehen?“

Die Augenbedel des Negers zuckten. Er richtete sich schwerfällig auf, seine mächtigen Fäuste fuhren kraftlos durch die Luft, er murmelte etwas vor sich hin. Auf einmal riß er die Augen auf und starrte erschrocken um sich.

„Was ... was ist los?“ stotterte er.

Peter legte ihm die Hand auf die Schulter. „Das wollen wir von Ihnen wissen, alter Knabe! — Was ist Ihnen denn passiert?“

„Ueberfallen!“ sagte Froggy sofort. „Ich komme ins Zimmer, will Licht machen — auf einmal kriege ich einen Schlag in den Nacken. Ich taumle ... und auf einmal preßt mir jemand ein Tuch an mein Gesicht ... ich verliere alle Kraft — falle aufs Bett — und dann war's aus — oh!“ Er hielt sich stöhnend die Stirn.

„Armer Kerl!“ sagte Peter erschrocken und rieb ihm die Schläfe mit kaltem Wasser.

„Ist etwas passiert?“ fragte angstvoll Lonis Stimme von der Schwelle her.

Der Assessor stand ruhig in einer Ecke des Zimmers und beobachtete jede Miene Froggys. Einmal wechselte er einen Blick mit dem großen Kriminalbeamten. Ueber dessen schwarzbärtiges Gesicht glitt etwas wie ein verstothenes Lächeln.

„Nicht so schlimm, wie es aussieht — meine Gnädigste!“ sagte der Assessor liebenswürdig und stellte sich vor Froggy.

„Wirklich schrecklich — so ein Ueberfall, nicht? Was sollte denn nach Ihrer Meinung der unbekannte Eindringling von Ihnen gewollt haben?“

„Weiß nicht — weiß nicht!“ schnaufte Froggy mühsam, denn Loni fuhr ihm gerade mit einem tiefenden Schwamm über das breite Gesicht.

„Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn wir uns hier ein wenig umsehen, mein Lieber. Bleiben Sie nur ruhig liegen und ruhen Sie sich aus. Herbert, würden Sie wohl mal erst den Wäscheschrank vornehmen?“

Peter sah mit großen Augen zu, wie der Kriminalbeamte den Schrank öffnete und dabei fiel ihm etwas ein.

„Hör mal!“ sagte er zu seinem Better. „Kann ich dich mal einen Augenblick allein sprechen?“

Der Assessor sah ihn überrascht an. „Bitte!“ Er blinnte sich noch einmal flüchtig nach Froggy um und dann ließ er sich von Peter in das Wohnzimmer führen.

(Fortsetzung folgt.)

## Welt-Wochenschau.

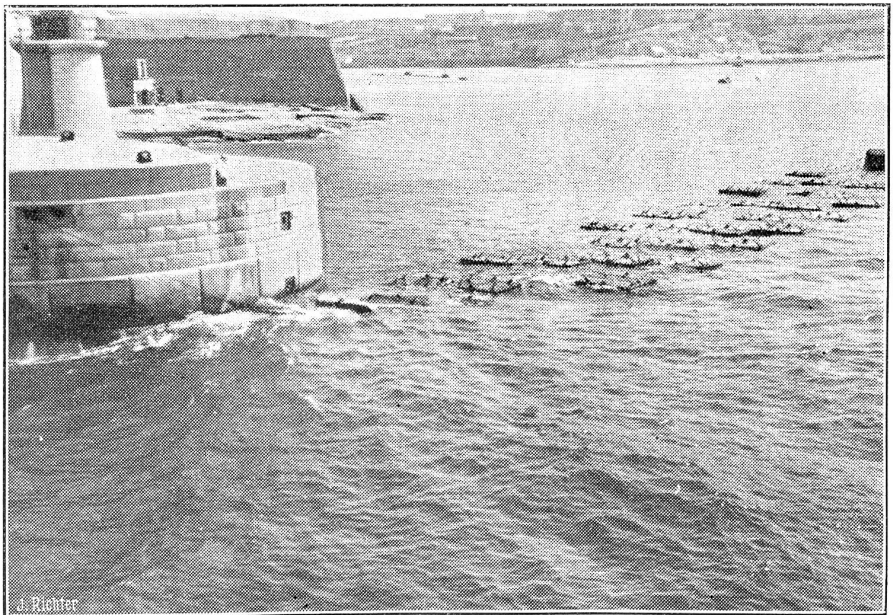
### Abessinischer Krieg.

Das Ungeheuerliche ist Tatsache geworden: Die Italiener marschieren! Die erste Schlacht ist bereits geschlagen, die Toten werden gezählt oder nicht gezählt, die Verwundeten und Verkrüppelten zeugen davon, daß der Name „Bestie Mensch“ ebensosehr gilt wie vor drei Jahrzehnten, vor drei Jahrhunderten und drei Jahrtausenden. Das Volk aber, das den allerneuesten Beweis leistet, ist zugleich dasjenige, das angeblich zu den Tugenden einer veredelten Sittlichkeit, der modernen weit überlegenen Zeit zurückgekehrt sein will, und das sich in besonderer Weise mit der

Kirche veröhnt und ins Einvernehmen gekehrt hat. Und das angegriffene Reich ist ein ebenfalls christliches Reich, in seinem Herrenstamme koptischer Konfession. Europa zittert vor den möglichen Folgen einer Ausweitung des Konfliktes. Und der Völkerbund, diese „Tagelohnung“, sucht nach Formeln, um den Krieg einzuschränken und abzukürzen und leidet nach wie vor unter den lähmenden Interessengegensätzen großer Mächte, die immer nur so weit im Sinne Genfs handeln, als ihnen die Grundsätze des „Bundes der Nationen“ dienlich sind. Man hat es hundertmal ausgesprochen und kann es zum hundertundersten Mal wiederholen: Wenn Genf diesmal nicht versagen sollte, dann haben wir dies der Interessiertheit Großbritanniens zu verdanken. Aber beifügen muß man, daß England rechnet, und daß seine Rechnungen nicht beeinträchtigt werden von einigen hundert Fliegerbomben und tausend zerfetzten Abessinern, und wenn es Kinder und Frauen sind, so rechnet

die Londoner Diplomatie nicht um einen Grad weniger kühl. Am 5. September anno 1935 war es, daß Mussolini den Befehl zur allgemeinen „faszistischen Mobilisation“ gab und zugleich den „Generalissimus“ Del Bono beauftragte, zur „Verteidigung Italiens“ die Aktion gegen den Feind zu beginnen. Und die Armee setzte sich in Bewegung. Die beste europäische Armee, die jemals Afrika heimgesucht, begann also ihr Werk der Zivilisation. Bombengeschwader flogen den Kolonnen voraus und trafen ihre Ziele: Adigrat, Adua, Sofota, Maafalle, Gherlogubi, Walwal, die massierten abessinischen Abteilungen, die Strohhütten der Eingebornen, die „Ghebis“ der Stadthalter und Vornehmen, die Kolonnen der flüchtenden Frauen und Kinder. Dann folgten die Tankgeschwader, dann Kavallerie und Infanterie. Und als der Feind sichtbar wurde, dreißig Kilometer hinter der Grenze, da spielte die moderne Artillerie ihr Höllkonzert und vergeudete Munition, als ob wirklich ein Gegner gleichen Ranges gegenüber stehe, machte seine Stellungen „sturmreif“ und bahnte den Tanks und Maschinengewehrabteilungen den Weg.

Die „erste Schlacht bei Adigrat und Adua“ verdient das Bild einer Schießerei „mit Kanonen auf Spaten“, und der Sieg des maschinellen Kriegsmaterials über die primitiven abessinischen Infanteriewaffen war eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Ein Wunder nur, daß diese Schlacht drei Tage und drei Nächte gedauert haben soll! Die Italiener haben den Sieg gefeiert, in Asmara, in Adua selbst, in der Heimat. Man weiß, was diese Feier bedeutet: Ein eminent wichtiges psychologisches Mittel, um endlich das unwissende Land aufzuklären über das, was in Afrika geschieht. Stellt es sich doch heraus, daß ganze Landesgegenden mobilisiert wurden, ohne daß die Eingezogenen wußten, was eigentlich los sei, daß sie in den Kasernen verschwanden in der Meinung, gewöhnliche Rekrutenschulen durchmachen zu müssen, und daß viele von ihnen in Afrika an verdorbenem Wasser starben, ohne daß die Angehörigen anders als auf Umwegen vom traurigen Ende ihrer Söhne und Gatten vernahmen. Ungezählte Rekruten rückten auf Postkartenbefehl zur Musterung ein und sahen ihre Angehörigen nie mehr, nachdem die Kasernentore hinter ihnen zugefallen. Das sind keine „Greuelnachrichten“, das sind einfache Tatsachen, erklärlich durch die unumschränkte Herrschaft der faszistischen Regierungspresse, die nichts veröffentlicht, als was



Englands Sicherungen im Mittelmeer.

Der Hafen von Malta ist durch eine Hafensperre gegen Unterseeboote gesichert. Unser Bild zeigt die mit Stacheln bewehrten Schwimmkörper, an denen Stahlnetze hängen, die die U-Boote an der Einfahrt hindern.